

auch das erste Mal, dass ich mich überwinde, Fische zu töten. Sie stecken teilweise so fest unter gespannten Leinen, dass ich sie nicht mehr lebendig herausbekomme. Zuschauen – und vor allem: Zuhören!, wie sie qualvoll ersticken und herumzappeln, kann ich irgendwann auch nicht mehr. Mein Großvater hat mir beigebracht, wie man einen Fisch richtig tötet, der stammt noch aus einer Fischerfamilie aus dem alten Memelgebiet, dort wo Thomas Mann Urlaub zu machen pflegte. Ich finde es einfach nur schlimm, aber wenn ich den Fisch endlos leiden sehe, leide auch ich endlos. Im Leiden sind wir eins. Ich habe die Wahl: Ignoranz oder das Messer. Ich weiß aber nicht mehr, wohin ich noch verdrängen soll, jede Zelle meines Körpers ist bereits vollgestopft mit irgendwelchem Kram, den ich noch nicht verarbeitet habe. Also dann doch das Messer.

Ein blutiger Leichenzug nach Barbados: ein Deck voller nicht mehr wirklich hoch fliegender Fische, eine Sturmschwalbe, ein Sturmtaucher, ein Tropikvogel, ein Minkwal, satte Goldmakrelen, ein Pilotfisch und immer noch eine Seite voller Muscheln am Unterwasserschiff. Die Haie sind sicher auch nicht weit. Und ich fühle mich, als stecke ich im Sarg. Aber nicht im winzigen Boot, sondern in meinem Kopf! Sollte kein Wunder passieren, werde ich sicher bald lebendig begraben unter Millionen von Gedanken und verdrängten Ängsten. Einfach zugeschüttet.



ACHTES KAPITEL

~ Im Sog der langen Gedanken ~

17. Januar bis 24. Januar 2012

Ich greife zum Tagebuch, blättere durch die Seiten und bin erstaunt darüber, wie viel ich bereits trotz des meist moderaten Seegangs in den letzten Wochen auf die wasserfesten Papierseiten bekommen konnte. Sicher, vieles ist nur schwer zu entziffern und die Buchstaben sind oft wie ein langer Notenhals über drei Zeilen verrissen – ganze Absätze gleichen dann einer Partitur für Herz und Verstand, mal Dur, mal Moll: »Das Lied des Meeres«. Aber die Komposition ist noch nicht fertiggestellt, und jetzt geht das Schreiben ganz leicht von Hand, Wind um die zehn Knoten:

»Sechsfünfzig Strophen habe ich seit meiner großen Flucht aus dem globalen Dorf in diesem Tagebuch verfasst. Seit acht Wochen auf freiem Fuß also, und doch: nach wie vor sitze ich im Kopfgefängnis ein. Lebenslänglich – und ohne Zigaretten? Gern würde ich heute Morgen zur Ablenkung mal in eine Zeitung schauen, ganz kurz jedenfalls, um die schrecklichen Haftbedingungen in meinem oft tristen Gedankengebäude auszublenden, um mir einen Überblick darüber zu verschaffen, was während meiner Abwesenheit in der bunten Welt da draußen so alles passiert ist. Aber auf der anderen Seite, dieser Ozean, das ist jetzt meine Welt, es interessiert mich ja doch nicht so richtig, was anderswo passiert.«

Kopfschüttelnd hatte ich zu Hause die elektronischen Newsletter meiner Online-Zeitungen abbestellt und mein Team explizit



darum gebeten, mir während der Zeit auf See bitte auch keine Schlagzeilen mehr über E-Mail oder SMS auf das Satellitentelefon weiterzuleiten.

»... Jetzt ist das hier mein Zuhause, der Ozean, und alles, was ich als Redakteur für dieses Tagebuch wissen muss, passiert direkt vor meinem beschränkten Horizont. Was wird heute schon da draußen in den Zeitungen stehen? Bestimmt zieht auf den Titelseiten wieder jemand in einen Krieg gegen Ozeanien, zieht der Handpuppe des Terrors neue Kleider an und erschreckt damit das Publikum im Kasperletheater. Und sicher wird im Wirtschaftsteil wieder die Kuh ewig wachsender Märkte durchs globale Dorf getrieben, und Menschen und Natur werden dabei niedergetrampelt. Dazwischen immer Werbung mit bunten geilen Bildchen, und dann Kasperle mit dem Boulevard. Womöglich berichtet er sogar gerade von einer furchtlosen oder eben verrückten Deutschen, die über den Atlantik rudert. Wer weiß! Was werde ich schon verpassen! Die geneigten Leser werden in den Leserkommentaren im Internet wieder in Schattenkämpfen ihre Rollenbilder verfechten, während andere unterdessen ungehindert ihre Raubzüge durch die Welt und durch die Gesellschaft fortsetzen können. Jung gegen Alt, Abenteurer gegen Stubenhocker, Ruderer gegen Radfahrer, Optimist gegen Pessimist, Frau gegen Mann und Fritz gegen Franz. Jeder ist anders, aber womöglich sind wir doch alle gleich: freie Bürger, die sich auf dem Weg von der Arbeit in den Supermarkt mehr als hunderttausend Verordnungen beugen, Namen und Nummern auf Ausweisen, die sich nicht mehr ohne Gesetze addieren lassen und die einfach nicht mehr friedlich miteinander leben können. Als Individuum ist man vielleicht nur ein Wert außerhalb der Fehlertoleranzen in irgendeiner Statistik. Aber jeder will doch für sich glücklich sein. Auch ich will nur glücklich sein, und wäre sicher längst glücklich, wenn ich ein wundervolles, selbstbestimmtes, einzigartiges Wesen unter genauso wunderbaren einzigartigen Mitmenschen sein dürfte. Aber ich kann es nicht, ich habe verlernt, wie das geht. Einzigartigsein war kein Schulfach, nur Besersein, eine größere Nummer werden. Ich muss mich aufreiben



und ins Zeug legen, um besser als alle anderen zu sein, um zu gefallen, um die Erwartungen zu erfüllen, um in ein besseres Rollenbild zu passen.«

Ach, was weiß ich schon, außer dass ich gefrustet bin und hier gerade auf See nicht wirklich viel passiert. Dann drehe ich Schleifen im Kopf. Sicher ist alles doch ganz anders, und vor allem: Viel, viel komplizierter, wirft jedenfalls mein Kopf beim Schreiben ein. Es muss wohl komplizierter sein, sonst wären all die Schulfächer – Lesen, Schreiben, Rechnen – für die Tonne gewesen.

Die Wahrheit ist, ich bin ausgebrannt, seit mehr als zehn Jahren. Warum genau, weiß ich gar nicht mehr, einfach so viele Anstrengungen und Versuche, glücklich zu werden, aber zu oft ins Leere geschlagen. Wie bei einem Schattenkampf. Das ist zermürbender als zu treffen. Ich taumle. Und irgendwann werde ich einfach zusammenbrechen. K.o.! Dann gibt es sicher eine letzte Diagnose, und das wird nicht Krebs sein, sondern irgendwas anderes. Vielleicht 'ne Depression oder Burn-out oder Infarkt. Ist ja auch egal. Falle halt von einer Statistik in die nächste. Ich bin nur eine unter vielen, eine Schattenkämpferin.

Ich komme nicht weiter, nicht auf dem Meer, nicht im Kopf. Drehe nur Schleifen und hänge in den Wirbeln fest. Ich bin frustriert: Auf der anstrengenden Flucht in innere Stille und Zufriedenheit, ausgerechnet in einem lauten Ruderboot, auf einem lärmenden Ozean an den Grenzen der Belastbarkeit. Das ist doch verrückt!

Ich unterbreche das Schreiben, will eine Zigarette rauchen. Nur noch sechs Schachteln an Bord. Nein, ich bin nicht frei, nicht mal im Schreiben. Muss wieder an den Nikotin-Tropf! Heute liegen 55 Tage hinter mir und 1280 Kippen, im Schnitt 23 Klimmstängel an jedem Tag. In weniger als einer Woche steht der nächste Entzug bevor, diesmal nicht von Druckerschwärze und bunten Bildchen in Zeitungen, sondern vom Nikotin. Das nächste Drama wird geschrieben, ich inszeniere bereits den letzten Akt. Wieder rauscht eine Gruppe Gelbflossen-Thunfische am Boot vorbei, dann folgt eine Delfinschule, und noch während sich die Bilder über die schrecklich langsame und teure Satellitenverbindung ins



Internet quälen, landet die nächste leere Schachtel im Müllbeutel. Nur noch fünf!

Ich will es doch so! Ich rauche mehr als zuvor!

»Ich glaube, was den Lärm im Boot betrifft, wächst in mir eine größere Achtsamkeit, ich verliere mich offenbar nicht mehr so leicht in den unachtsamen Gedanken darüber, die sich bis an die Zähne mit Messern bewaffnet durch meinen Kopf metzeln wollen. Aus irgendeinem Grund wird meine Wahrnehmung über das, was ich denke, bewusster. Wenn ich bin, was ich denke, dann bin ich jetzt wenigstens kein Opfer des Lärms im Kopf mehr, kein leichtes Opfer von unachtsamen Gedanken, die wie die Sintflut über mich hereinbrechen wollen und mich so hilflos erscheinen lassen!«

In den Morgenstunden des 57. Tages kletterte ich auf das Deck hinaus und verspüre den Drang, mich einfach nur hinzusetzen, die Augen zu schließen und über eine Frage nachzudenken, die mir gerade in einem Interview gestellt wurde: »Was macht Ihnen hier draußen am meisten Angst, Frau Jakait?«

Und natürlich hatte ich gleich die Haie, die großen Schiffe, Gewitter und Treibnetze aufgezählt. Aber mich ärgert das jetzt, denn es ist offensichtlich nicht die ganze Wahrheit, sondern nur das, was ich so dahinplappere. Wenn ich darüber nachdenke, kann ich das Funkeln des Angstschweißes aus einer anderen Richtung reflektieren. Es ist im Besonderen die nackte Angst vor dem Kontrollverlust, die mich hier nicht atmen lässt. Und diese große Angst davor, keine Kontrolle zu haben, versteckt sich hinter Tausenden absurden Ängsten, die ich mir ständig vergegenwärtige, um beschäftigt zu bleiben und zu versuchen, zu steuern und zu lenken. Es ist die Angst vor dem Schweigen in den Gedanken, Angst vorm Loslassen, davor, Kontrolle abzugeben. Es ist wie mit der langen Stille in einem Dialog am Telefon, die ich nie lange aushalte und sofort wieder mit Geplappere ausfüllen muss. Ich ertrage die Stille nicht, ich ertrage es nicht, ohne Kontrolle zu sein. Chef im Ring der Schattenboxer. Und ich bin nicht klug genug, um diesen Boxring zu verlassen, und nicht gläubig oder de-

mütig genug, um die Kontrolle abzugeben, und mein Wirken in die Hände eines Gottes oder Schicksals zu legen.

Am Mittag sitze ich wieder über dem Tagebuch:

»... Ich habe längst vergessen, wie es war, einfach nur frei und glücklich zu sein, einfach abzuwarten, was als Nächstes passiert, mich überraschen zu lassen. Das Abenteuer Kindheit liegt viel zu weit zurück. Die großen Momente der kleinen unscheinbaren Dinge, die mich als Kind vor Freude und Staunen schier umwarfen – eine Umarmung meines Vaters oder meiner Mutter, Regenwürmer in Pfützen, Regenbögen, Herbststürme ... –, solche Erlebnisse habe ich längst mit den großen Dingen, die ich plane, begehre und herankarre, ersetzen wollen und die Freiheit damit totgeschlagen. Fast nichts fühlt sich mehr so unfassbar großartig an wie früher!

Stattdessen Konsum. Mehr und mehr, damit ich den Moment überhaupt noch spüren kann.«

Warum bin ich nur so anstrengend. Warum ist alles so einfach oder eben nicht? Haie, Monsterwellen, Lärm – das wäre so viel unterhaltsamer!

Ich packe das Tagebuch in den Seesack und gehe dann mal wieder an die Ruder. Will abschalten. Begehre nicht mehr, zu begehren und zu kontrollieren. Renne wieder weg. »Sich zum Nichtkontrollieren zu zwingen, ist auch eine Kontrolle!« Ich muss lachen. Fast acht Stunden pulle ich, nach jeweils 90 Minuten lege ich für eine dreiviertel Stunde eine kurze Pause ein, rauche eine (nach der anderen), koche Milchreis, Linseneintopf und peppe die warmen Mahlzeiten mit frischen Keimsprossen auf. Auch den süßen Milchreis, ja. Seltsame Gelüste. Gegen 23 Uhr räume ich den Rudersitz. Die Fische sausen wieder durch die Nacht. Ich kann sie in der Dunkelheit nicht rechtzeitig erkennen, erwarte sie einfach in jeder Sekunde am Kopf. Muss mich viel zu sehr darauf konzentrieren, immer den Mund geschlossen zu lassen und die Augen zusammenzukneifen, damit sie bloß nicht hineinfliegen KÖNNTEN. Wieder so eine blöde, fast schon generalisierte Befürchtung! Weg damit! Ich will schlafen gehen und rede mir ein, »alle Dunkelheit, Finsternis, und alle Angst ist nur im Kopf.«



Aber hatte das nicht auch Tori Murden McClure in dem Buch über ihre Atlantiküberquerung geschrieben? Tori, die Frau mit dem Ruderboot, der ich ja letztlich zu verdanken habe, dass ich gerade hier gelandet bin. Ganz sicher bin ich mir nicht mehr, aber seit Jahren hatte ich mich doch immer wieder gefragt, was hier draußen wohl zu finden sein muss, dass Tori tatsächlich nach dem Unglück beim ersten Versuch ein zweites Mal ins Ruderboot stieg und sich aufmachte, es weiter zu suchen. War es etwa das: »Alle Dunkelheit ist nur im Kopf?«

Ich und meine Welt sind nur, was ich aus ihr mache, meinte auch Nietzsche, als er schrieb, dass es keine Fakten, nur Interpretationen gibt. Aber was bliebe dann noch von mir? Was oder wer bin ich dann noch, außer Gedankeninhalt, außer dem, was ich aus mir mache?! Eine Illusion etwa, die auch nur in Gedanken zur Illusion wird, oder bin ich ein Traum? Mit sechs Jahren habe ich mir diese Frage schon einmal gestellt, fällt mir ein. »Wer bin ich?«

Das Udenkbare, das Unvorstellbare, das Unergründliche, das Unfassbare und Bedingungslose, bin ich das hinter allen Gedanken vielleicht?!

Ernsthaft, was macht es für einen Unterschied, ob ich da nun »denke«, ein Gott, die Schöpfung, Bewusstsein, eine Illusion oder doch nur Materie zu sein – und das am Tag oder in der Nacht. Das Licht des Bewusstseins im stockdunklen Schädel durchstrahlt die Schatten aller seiner Formen.

»Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.« (Jesus, Johannes 8.12)

»Von Ihm, dem Licht der Lichter, wird gesagt, Es liege jenseits der Dunkelheit; das Wissen, das zu Wissende und das Ziel des Wissens, das im Herzen aller ist.« (Krishna, *Bhagavad Gita* XIII.17, das Buch, aus dem Oppenheimer immer zitierte.)

»Oh je! – Ich muss den Verstand verloren haben!«

Die komplexen Naturwissenschaften sind meine Götter geworden – Mathematik, Physik, Sprache, Zahlen. Ich bete und flehe, dass sie mir endlich zeigen und ausrechnen, wer ich bin

und was die Welt ist! ICH WILL ES WISSEN! Wer bin ich? Was ist die Welt?

»Bedingungslos, schön?«, das ist mir nicht klug genug!

Was suche ich nur hier! Wer will schon einsam sein? Einsam auf einem Ozean? Es ist hier einfach nur weniger verwirrend, sich einsam zu fühlen, darum bin ich hier. Endlich ist mal wirklich niemand da. Schluss jetzt, ich muss weiter, Drama!

In der Nacht kommt mir eine große diffuse Lichtquelle entgegen, die ich nicht so recht einzuordnen weiß. Niemand antwortet über Funk, kein Schiff ist auf dem Bildschirm des Automatischen Identifikationssystems zu sehen, der Kollisionsalarm schweigt, auch der Radarzielverstärker signalisiert nichts. Nach etwa 15 Minuten kann ich das unbekannte Objekt endlich als die angestrahlte Segelfläche eines kleinen Bootes identifizieren. Womöglich schläft die Besatzung gerade. Keine wirkliche Bedrohung für mich, trotzdem bereite ich sicherheitshalber die Signalaraketen vor. Das Segelboot passiert in unter einer Seemeile Entfernung an Steuerbord. »Ahoi Skipper, gut gemacht!«

Gegen sechs Uhr am nächsten Morgen – Tag 58 – überholt mich auf der gleichen Seite der 200 Meter kurze Massengutfrachter »Stellar Wind« im ersten Dämmerlicht. Abstand jetzt nur eine halbe Seemeile. Wenigstens warnt der Kollisionsalarm, wenn auch viel zu spät. Das ist schon ziemlich nah! Die Windsee und die Dünung sind so hoch, dass der Rumpf des Frachters, mit der großen Brücke und den vier riesigen Ladekränen, vollständig zwischen den Wellenbergen verschwinden kann. Wie ein Geisterschiff, mal erscheint es aus dem Nichts, dann löst es sich wieder auf. Nur die Umrisse sind immer kurz zu erahnen. Dann sind da nur noch Positionslichter und wenig später nur noch der dunkle Himmel. Während ich versuche, das Geisterschiff in der Dunkelheit zu fotografieren, ruft mich jemand über Funk. Prima, doch jemand an Bord!

Obwohl ich Gedankenkarussell fahre, geht es mir eigentlich wieder ganz gut in dem Rummel. So vom Kopf her. Der Körper bleibt eine andere Geschichte. Ich grüble unglaublich viel, aber



irgendwie ... ich weiß nicht – ich weiß ja doch nichts. Zum ersten Mal gebe ich in diesem Tagen Interviews im Radio. Die Verbindungsqualität über die Satellitenverbindung ist ganz schrecklich. Das Boot rollt die ganze Zeit, und ich habe durchaus so meine Schwierigkeiten, in den Gesprächen nicht komplett den Faden zu verlieren. Versuche auch um jeden Preis, meine wirren Gedanken zu unterdrücken. Um Schluss heißt es noch, dass ich hier Gott suche. Nicht auszudenken.

Bis zum frühen Nachmittag haben sich mehr als 50 Goldmalkrelen unter und neben dem Boot versammelt. Das ist einfach unfassbar schön! Grün, Blau, Türkis, Gelb ... die ganze See glitzert und funkelt. Ich rudere in einer Schatztruhe durch ein Edelsteinmeer aus Aquamarinen, Topasen, Turmalinen und Saphiren. Jetzt bin ich der reichste Mensch der Welt! Aber würde ich meine bunten Schätze aus dem Wasser ziehen, wären sie schnell verloren und nur noch fahlgrau. Hat mir mal ein Hochseefischer erzählt.



Am nächsten Morgen ist mein Pilotfisch Spotty verschwunden. Ich hoffe, dass es nur wieder eine Trennung auf Zeit ist, ohne aber, dass er jetzt endgültig die Scheidung eingereicht hat. Dafür tauchen sechs neue Sturmschwalben über dem Boot auf und trösten mich. Sie machen ihrem Namen alle Ehre und jagen mit meinen anderen drei Sturmvögeln Murphy, Jack und Peter gegen zehn Uhr die Böen des Gewitters, das sie mitgebracht haben. Jack Sparrow und Peter Bird werde ich nicht wiedersehen. Eindrucksvolle Blitze schlagen mir bald die Flausen aus dem Kopf, und ich sitze schnell wieder in der Schlafkabine und verfolge den drehenden Kompass. In kleinen Schleifen geht es wieder nach Westnordwesten. Am Nachmittag rudere ich vergeblich gegen den Wind aus Süd, mal mit, mal ohne Kielschwert, um die Abdrift zu reduzieren. Wenn ich eine Pause einlegen muss, bringe ich zusätzlich den Treibanker aus. In der Nacht hänge ich wieder am großen Fallschirmsturmanker. An Schlaf ist nicht zu denken, die See ist nicht hoch, aber sehr grob mit mir.

Am 60. Tag geht der Wind auf 20 Knoten runter. Immer noch aus Süd bis Südost. Die See rollt aus. Ich rudere den ganzen Morgen im rechten Winkel in schweren Regenschauern gegen den Wind und die Strömung an, um wenigstens nicht ganz so hoch nach Norden gespült zu werden. Das ist extrem anstrengend. Das Boot will sich ständig um 90 Grad aus den Böen drehen. Die Walfinne taucht auch wieder auf, eigentlich könnte mich ihr Eigner in die richtige Richtung ziehen. Aber mir schwant, dass es erneut ins Wunderland nach Norden geht – mein Wal will sicher wieder nach Hause.

22. Januar, der 61. Tag: Sonnenaufgang, Sauerstoff, Seespektakel. Draußen bläst ein Wal direkt neben dem Boot ab. Ich entriegle die beschlagene Luke und winde die Beine aus dem nassen Schlafsack. Die Haut schwitzt, die Wände schwitzen – aber ganz gleich wie salzig, wieder verschlingt der Bezug gierig jeden Tropfen, der herabfällt. Erst anleinen, noch mal durchatmen – dann ziehe ich mich sicher angeleint raus aufs Ruderdeck ins Tageslicht und lasse mich einfach mal wieder überraschen.

Was für ein Anblick!

Zehn seemännische Handgriffe später äugen vier wasserdichte Kameras, sechs wasserdichte Mikrofone und zwei feuchte Augen und Ohren auf Schwanenhälsen über die Reling – und ich erstarre sechsmal und bin achtmal sprachlos. Ein überraschendes Gesamtergebnis, das mir die unberechenbare See präsentiert. Wieder sind die Wellen über Nacht wie nicht richtig ausgebackener Rührteig zusammengefallen. Es ist einfach still. Ganz still. Dann rollt Tilli-Willi, mein Wal, der mich seit zwei Wochen, seit dem ersten stürmischen »Kuss«, begleitet, direkt neben der Bordwand aus dem Wasser.

»Na endlich bekomme ich wieder mehr als eine Finne zu sehen!«, begrüße ich ihn. Er schiebt das Rostrum aus dem Wasser, aber er taucht nicht sofort ab. Hält den Kopf oben und starrt mich mit seinem Walauge an, in dem – wie in einer pechschwarzen kleinen Glaskugel – nichts als das Wunder des Augen-Blicks zu erkennen ist. Ein einziger langer, großer Augen-Blick, in dem



die gesammelte Fassungslosigkeit meines ganzen Lebens Platz findet.

Ich beuge mich schnell über die Reling, ohne den Blickkontakt zu lösen, vielleicht zwei Armlängen liegen so noch zwischen uns. Und dann verschwimmt meine ganze Welt auf der Netzhaut. Tränen rollen mir über die Wangen und tropfen in das Meer, in dem er schwimmt. Wenn man, wie es heißt, der Seele eines Menschen am nächsten ist, wenn man seine Tränen trinkt – dann sind wir in diesem Augenblick ganz eins. Der Wal, ich. Er trinkt meine Tränen, er schwimmt und ist lebendig darin. Auf der Tonspur der Kameras Totenstille, in Stereo. Behäbig rollt sich sein Leib wieder ins Wasser. Ich wandere mit meinem Blick an seinem Körper entlang, bis er vorn am Bug in die Tiefe dringt. Dann erhebe ich den Kopf zum Horizont und schaue in den Sonnenaufgang. Die Härchen auf meiner Gänsehaut spießen, gänsefederleicht, ganz in ihren Wurzeln hoch. Delfine! Ein Motiv wie auf einer Postkarte.

Wollte er mir das zeigen? Hat er mich deshalb geweckt? Ich kann es nicht glauben! Aber ich falle trotzdem fast ins Wasser, so schlottern mir die Knie. Bald sind die Tümmler vor mir, neben mir, unter mir. Nur über mir nicht, da fliegt Murphy, wie an jedem Morgen seit nunmehr neun Wochen. Die Tümmler bleiben nicht allzu lange, kürzen ihr Programm und spulen die Show ab. Spaß haben wir offensichtlich alle daran: der Wal, die Delfine, die Sturmschwalbe und ich.

Fast könnte man meinen, dass sich die Tümmler die langen Nasen schief flachen über meine halbe Schaluppe mit Mastbruch – mein Ruderboot, so ganz ohne aufregende Bugwelle, so ganz ohne Segel und ohne Lärm – mitten auf dem Atlantik. Ich ahne, das hier, das wird mir niemals jemand glauben, ganz gleich, wie viel ich filme und ins Internet lade. Mit einem Mal ist mir das auch egal. Die Handkamera lege ich neben den Rudersitz, es ist genug!

Ich schließe die Augen. Atme ... atme einfach. Und zwischen zwei Atemzügen löse ich mich auf, in mir, im Boot, in meinem Ozean, im Himmel. Zwischen zwei Herzschlägen spüre ich den Wal, die Delfine, meine Vögel, Fische und sogar die Muscheln

unter dem Boot ... Ich glaube, dass es genau so passiert ist – aber eigentlich ist das nur mein verzweifelter Versuch, das Unbeschreibliche in Gedanken, in Sprache zu gießen – ein einziger winziger Augenblick des sich Bewusst-seins, aber des nicht Verstehens zwischen zwei kurzen Atemzügen und zwei unscheinbaren Herzschlägen. Ein Moment des demütigen Innehaltens und Begreifens zwischen Millionen von unbewussten Atemzügen und Herzschlägen, die in diesem Leben hinter mir liegen und ganz sicher noch vor mir. Nie habe ich mich lebendiger gefühlt, nie erwartete mich eine weitere Zukunft, als die bis zum weiten Horizont in diesem einen unfassbar großen Moment. Frei von Angst! Voller Liebe und Dankbarkeit. Ich bin dankbar, dass ich begreifen darf, dass Millionen anderer solcher grenzenloser Momente auf mich warten, die nicht besser oder schlechter sein müssen als dieser hier, wenn ich sie nicht dazu mache. Es ist immer nur ein Augenblick – immer jetzt! – ein weißes Blatt Papier, das ich wieder und wieder neu beschreiben darf, so, wie ich es eben beschreiben will. Ich muss nicht mein ganzes Leben verändern, das nur in der Erinnerung lebendig ist, ich darf den Augenblick gestalten, in dem die Vergangenheit erinnert wird. Es ist immer nur jetzt.

Der Ozean hat mich angefixt, ich hänge an seiner tropfenden Nadel! Salzwasser strömt durch meine Venen – mitten ins schlagende Herz. Wie lange ich da an Deck gestanden habe, vermag ich nicht mehr zu sagen, da die Zeit im Rausch der Endorphine zeitlos wird. Irgendwann ist es einfach vorbei. Die Akteure packen zusammen, rollen, schwimmen und springen einfach in der See davon – hinein in den Sonnenaufgang. Ich bleibe allein zurück – in einem langen Moment der Rührung.

Es bleibt die Stille. Für einen ganzen Tag und eine ganze Nacht – absolute, alles durchdringende Stille. Erst fühlt es sich wie eine akustische Sonnenfinsternis an – ein Schatten legt sich in meine Ohren. Anfangs beseelt davon, werden die großen Momente immer kleiner. Mein Verstand wünscht sich das Licht im Gehörgang zurück. Er erträgt die Stille nicht, egal, ob da das Meer oder Menschen zu lange schweigen. Er will quasseln! Je mehr er über das Stillsein »nachdenkt«, umso unheimlicher fühlt es sich an, wie in



einem Deprivationstank, in dem man sich von den Geräuschen der Welt abschotten kann. Nur: hier kann er nicht raus, diese Stille hat keinen Notausgang.

Nichts ist zu hören, nicht das Meer, nicht der Wind, nicht das Boot. Kein Steuerruder, das, wie sonst üblich, lautstark im See-gang quietscht oder schlägt und dabei durchaus manchmal mei-nen Namen ruft oder wie ein ausgemergelter Schiffbrüchiger um H-i-l-f-e! schreit. Jetzt lässt mich die Fantasie im Stich, dabei höre ich doch nun wieder ganz genau hin. Aber kein Wind säu-selt unter den Solarzellen – der Chor der ertrunkenen Seemänner ist verstummt. Keine Wellen mehr, die wie halb geronnenes Blut gegen das Heck klatschen, sich über die Bordwand wuchten. Kei-ne Haie, die sich den Rücken am Boot wetzen, keine Wale, die auf die Wasseroberfläche krachen, keine Schildkröten, die mit dem Boot zusammenstoßen. Keine Fliegenden Fische, die auf dem Deck aufschlagen. Nicht einmal der Motor des Meerwasser-Entsalzers ist zu hören, der sonst so monoton und mit Hoch-druck, Schwall um Schwall das Salzwasser durch seine Membran in die Süßwassertanks drückt. Die sind voll. Nichts ist zu hören – gar nichts. Sogar mein Tinnitus ist komplett verschwunden, der mich schon seit Jahren auf beiden Ohren begleitete, und den ich gelernt hatte, zu verdrängen. Einfach weg! Da ist einfach nur Stille ...

Ich schlucke die kargen Happen der Reize, so trocken, wie sie serviert werden, in den leeren Magen hinunter. Mein Kehlkopf schiebt sich dabei ein Stück nach oben, der Druck arbeitet sich die Ohrtrompete hoch zum Trommelfell. Das Knacken beim Druck-ausgleich durchbricht die Stille für den Bruchteil einer Sekunde. Mein Gehirn sucht krampfhaft einen Reiz, damit das Netzwerk an Synapsen und Neuronen nicht trockenläuft und komplett ver-schmort. Mein Ruderboot scheint festgefroren in der Zeit – trotz der Hitze. Das Salzwasser des Ozeans hat das Uhrwerk der Welt zerfressen. Nichts da draußen bewegt sich mehr.

Irgendwann schiebt sich das Klopfen meines Pulses durch das Kapillargeflecht meines Trommelfells und verhindert, dass sich die Welt im nächsten Augenblick im Nichts auflöst. Ich höre meinen



Puls und bald mein Aufatmen. Das ist auch alles. Ich würde gern ins Wasser springen – den Delfinen und dem Wal hinterher.

Ich fühle mich plötzlich wieder ganz furchtbar, wie der letzte Mensch auf Erden. Es ist nicht das erste Mal, dass der Ozean schweigt, aber es ist das erste Mal, dass die Einsamkeit genügend Raum und Zeit bekommt, die sie benötigt, um mir ihre Aschewol-ke der Schwermut direkt und ganz genüsslich ins Gesicht zu bla-sen. Sie dringt durch meine Augen, durch meine Ohren und sogar durch meine Nase in mich ein. Ich leide wieder, bis in die Zehen-spitzen, und im Kopf steigt bald ein lautes Fest! Ich hänge wieder in meinen Gedankenschleifen fest, quatsche mich voll, und bald drehen sich die Gedanken auch um das Wunder, dass ich einem Wal in die Augen schauen durfte – und demontieren es zum Of-fensichtlichen, zur Logik, zum Denkbaren: »Plankton!« Das Meer ist hier voll davon, seit Tagen – ganz sicher kam und blieb der Wal nicht meinetwegen, er war einfach nur hungrig. Oder? Oder brauchen auch Wunder einfach nur eine Geschichte?

Am Abend rollt das nächste Gewitter über mein Boot. Endlich ist wieder was los! »Bifröst« schlägt einen Haken nach dem ande-ren. Ich schaue mir das an und warte längst auf meine nächste große Inszenierung. Das nächste Meisterwerk meines Kopfs. Das Licht ist längst aus – Neumond. Draußen pfeift der Wind wieder mit 30 Knoten. Jetzt nimmt der Handlungsstrang über Stunden wieder Fahrt auf, verdichtet sich, und dann wird es im Licht des Feuerzeuges ganz, ganz hell auf der Bühne ... und es lärmt im Kopf: Jetzt bin ich wieder dran, mein Auftritt!

Ich rauche die allerletzte Zigarette an Bord!

Am Morgen des 62. Tages will ich nur noch Zigaretten.

Am Abend des 62. Tages will ich nur noch Zigaretten.

Am Morgen des 63. Tages will ich nur noch Zigaretten.

Am Abend des 63. Tages rauche ich Teebeutel.

